

Predigt beim zentralen Gottesdienst zur Gebetswoche für die Einheit der Christen
Frankfurt 22. Januar 2023

Erzpriester Radu Constantin Miron
Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland

Ich habe meinen Großvater mütterlicherseits, Nikolai Nikolajewitsch Nekrassow, nie persönlich kennengelernt. 1897 in Tula in Russland geboren, kam er als mittlerweile durch die Russische Revolution arbeitslos gewordener Oberleutnant der Kaiserlich Russischen Armee nach Deutschland, wo er als Arbeiter in den Bergwerken des Ruhrgebietes und den Besteckfabriken Solingens lebte, irgendwie – trotz seiner russischen Herkunft als minderwertig betrachtet – das Dritte Reich überlebte und schließlich kurz nach dem Zweiten Weltkrieg an den Folgen seiner im Bergwerk erworbenen Staublunge starb. In Deutschland hatte er seine, ebenfalls aus Russland stammende spätere Ehefrau, meine Großmutter, kennengelernt und mit ihr drei Kinder gehabt. Vor wenigen Wochen, ausgerechnet als ich gerade begann, mir Gedanken über die heutige Predigt zu machen, fiel mir im Nachlass meiner inzwischen ebenfalls verstorbenen Mutter, dem jüngsten dieser 3 Kinder, nun ein Dokument in die Hände, das mich sehr überraschte. Es handelte sich nämlich um eine standesamtliche Eheurkunde dieses Großvaters aus Russland, und zwar aus der Zeit vor seiner Flucht nach Deutschland. Nie war in den Erzählungen meiner Mutter von einer ersten Ehe des Nikolai Nikolajewitsch Nekrassow die Rede gewesen und so kamen mir viele Fragen zu diesem vermeintlichen Familiengeheimnis, etwa: war der Umzug meines Großvaters aus Russland womöglich gar nicht die immer wieder überlieferte Flucht vor den Bolschewiken, sondern ein Ausbruch aus dieser seiner damaligen Ehe? Oder auch umgekehrt: musste Nikolai Nikolajewitsch Nekrassow seine junge Ehefrau vielleicht doch unfreiwillig verlassen und war diese Zerstörung seines Eheglücks womöglich der Grund für seine lebenslange Traurigkeit, von der mir meine Mutter so oft berichtete? Was sollte ich nun glauben? Was von ihm halten? War er ein tragisches Opfer oder doch ein Täter, der seine Frau in Russland verlassen hatte? Je mehr sich diese Fragen mir stellten, desto klarer wurde mir, es gibt niemanden mehr, der mir diese Fragen beantworten kann, kurz: ich kann niemand mehr fragen. Ich versuchte mich mit der Feststellung zu trösten, dass es eigentlich für mich doch gar nicht von Bedeutung sei, was mein Großvater vor hundert Jahren getan oder gelassen hat. Ich habe, sagte ich mir, auch ohne diese Information gut gelebt und im Grunde ändert sie ja nichts an meinem Leben. Obwohl, dachte ich auch, vielleicht gibt es ja irgendwo in Tula oder anderswo in Russland Verwandte von mir, von denen ich gar nichts wusste. Vielleicht gibt es Leute, die jetzt in den Krieg ziehen müssen, mit denen du verwandt bist. Ich muss dazu sagen, dass mir selbst solche Zusammenhänge der Familienzugehörigkeit und der Suche nach der eigenen Herkunft sehr wichtig sind. Stammbäume, Ahnenlisten, genealogische Untersuchungen gehören irgendwie zu meiner DNA dazu. Manchmal frage ich mich, ob das womöglich mit meiner konfessionellen Zugehörigkeit zu tun hat, schließlich gehöre ich einer Kirche an, der orthodoxen Kirche, der man ein sehr zeitübergreifendes Verhältnis zur Geschichte, ein sogenanntes diachronisches Verständnis nachsagt. Zwar leben alle unsere Kirchen davon, dass sie zum Beispiel die Heilsgeschichte Gottes mit den Menschen, das Kommen Jesu Christi in die Welt, immer wieder ihren Gläubigen neu ins Gedächtnis rufen und sozusagen aus dem Gestern ins Heute transferieren. In jeder Feier des Abendmahles, der Heiligen Messe, der Göttlichen Liturgie oder wie immer wir diese Feier in unseren jeweiligen Kirchen bezeichnen, findet eine Aktualisierung der Geschichte statt. Von den Orthodoxen behauptet man aber, dass sie dieses zeitübergreifende Erleben der Geschichte besonders intensiv praktizieren. Ein Beispiel: Vor einigen Tagen haben wir bei der Feier der Erscheinung des dreifaltigen Gottes in der Welt (Theophanie) in einem Gebet unserer Kirche, dass das Heilswirken Gottes in der Geschichte beschreibt, 23 mal (!) das Wort „heute“ verwendet.

Liebe ökumenische Gemeinde,
verzeihen Sie mir bitte diesen so persönlichen Einstieg in meine heutige Predigt. So überraschend wie für Sie heute, trat ja auch für mich diese unerwartete Episode meiner eigenen Geschichte in mein Leben. Unabhängig davon, welcher Konfession wir angehören, scheint mir immer mehr die Frage des Umgangs mit unserer Geschichte, mit unserer Tradition, wichtig zu sein. In den Theologien mancher unserer Kirchen sprechen wir sogar von einer Heiligen, ja sogar DER Heiligen Tradition, die wir von den herkömmlichen Traditionen unterscheiden. (Bei den Griechen heißt Tradition übrigens PARADOSIS, und diese Heilige Tradition wird deshalb zur Unterscheidung mit einem großen Π am Anfang geschrieben). Aber in jeder Tradition – auch der Heiligen! – steckt neben den Chancen, die sie uns bietet, auch immer eine Gefahr, die Gefahr nämlich, sich zu verselbstständigen, zu verknöchern oder zu einer sinnentleerten Form zu verkümmern. Vor 500 Jahren führte dies zum verzweifelten Aufschrei der Reformatoren, die der Kirche „sola scriptura“ zuriefen, also „nur der Schrift“ gelte es zu glauben und zu vertrauen. Übrigens hat diese Frage des Umgangs unserer Kirchen mit der Tradition uns auch in der Ökumene beschäftigt und die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) hat ihre theologische Kommission, wir nennen sie den DÖSTA, den Deutschen Ökumenischen Studienausschuss, vor einiger Zeit darum gebeten, zu untersuchen, wie unterschiedlich unsere Kirchen mit Tradition und Traditionen umgehen.

Wenn Jesaja uns heute zuruft: „Lernt, Gutes zu tun! Sucht das Recht!“ betrifft dies uns als Christinnen und Christen individuell, aber auch – so meine ich – kollektiv als Kirchen. Unsere Suche nach dem Recht beinhaltet ja nicht nur unseren Umgang mit den Witwen und Waisen, mit den Marginalisierten und Unterdrückten, mit den Entrechteten und Überfallenen, sondern auch unser Verhältnis zur eigenen Geschichte, zur eigenen Tradition. Das Hinterfragen der eigenen Geschichte, das wir in der Gesellschaft unserer Tage derzeit erleben, geht auch nicht spurlos an den Kirchen vorbei. Und es sind nicht immer Ruhmesblätter, die sich bei der historischen Rückschau auf tun. Ob es um den schuldhaften und sündigen Umgang mit unseren Mitmenschen geht, innerhalb und außerhalb der Kirchen, innerhalb und außerhalb Europas, immer gilt es, den Ruf zur Umkehr zu hören und Perspektiven dieser Umkehr zu entwickeln.

Was wir gerne im Alltag sagen: „Hinterher ist man immer schlauer!“ gilt natürlich in der Kirche auch und ich muss gestehen, dass mir ein wenig bange ist vor jenen Menschen, die es hinterher alles immer schon gewusst haben. Genauso bange ist mir allerdings auch bei all jenen, die in der Verklärung der eigenen Vergangenheit schwelgen, denen das Π ihrer eigenen Tradition gar nicht groß genug sein kann und die nicht verstanden haben, dass der Mensch und die Verhältnisse, in denen er lebt, sich ständig ändern. Unsere Kirchen haben an vielen Stellen der Erde einen Prozess begonnen, der den schönen englischen Namen „Healing of Memories“ trägt. Gemeint ist damit die Aufarbeitung der Vergangenheit der Kirchen, dort wo sie Schuld auf sich geladen haben, insbesondere im Umgang miteinander. Diese Aufarbeitung ist allerdings nicht nur ein wissenschaftliches oder dokumentierendes Projekt, sondern trägt gleichzeitig auch die Heilung im Namen. So wie eine Krankheit, selbst wenn sie heilbar ist, trotzdem Spuren beim Patienten / bei der Patientin hinterlassen kann, die einer weiteren Behandlung bedürfen, so geht es auch den Kirchen, die weit mehr als eine juristische oder rein finanzielle Wiedergutmachung im Sinn haben. Für Christinnen und Christen bedeutet „das Recht suchen“ Anamnese, Diagnose, Therapie, eben „Healing“. Und jeder, der mal beim Arzt war, weiß, dass dazu auch Zuwendung, Wertschätzung, Kooperationsbereitschaft und noch vieles mehr gehören.

„Christus ist unser Friede“ haben wir gerade eben in der Lesung gehört, ein so einfacher wie schwer umzusetzender Satz. Ich füge einen weiteren Christustitel hinzu: In der mittelalterlichen Theologie des Westens gab es das schöne Sinnbild von Christus, dem Apotheker – erstaunlicherweise ist es mir in der an Bildern und Symbolen reichen Literatur des christlichen Ostens noch nicht begegnet. Wenn ich Sinnbild sage, meine ich nicht nur die literarische Verwendung dieses Motivs, sondern auch tatsächliche bildliche Darstellungen, in denen Jesus Christus hinter dem Verkaufstisch einer Apotheke steht und uns dient und bedient.¹

Mir gefällt an diesem Bild, dass es so einfach ist. Jeder Mensch weiß, was ein Apotheker ist und jeder Mensch vertraut dem Apotheker². Und gleichzeitig wissen wir, dass es neben dem Apotheker auch jenen geben muss, der sein Medikament annimmt und einnimmt. Die alte Kirche spricht in diesem Zusammenhang von Synergie, von der Mitwirkung des Menschen am Heil. Das heißt: ein jeder / eine jede ist aufgerufen, zum einen dem Apotheker und seinem Medikament zu vertrauen und zum anderen aktiv mitzuwirken / mitzuarbeiten an der Heilung.

Das Rezept ist uns allen bekannt: denn wir alle glauben mit unseren älteren Geschwistern im Glauben, dass Gott „aus einem einzigen Menschen das ganze Menschengeschlecht erschaffen hat, damit es die ganze Erde bewohne“.³ Und als Christinnen und Christen lesen wir im Galaterbrief, „dass es nicht mehr Juden und Griechen, nicht mehr Sklaven und Freie, nicht mehr Mann und Frau gibt, da ihr alle einer in Christus Jesus seid“⁴

Auf die Frage „Wer ist mein Nächster?“ antwortet Christus mit dem Gleichnis vom Barmherzigen Samariter. Und in der Rede vom Endgericht, die wir gerade gehört haben, ist das Eintreten „für einen seiner Brüder oder eine seiner Schwestern“ – wie die Basis-Bibel übersetzt – das Kriterium des Heils und eben nicht irgendeine andere Kategorie.

Die Rezeptur zur Beseitigung jeder Feindseligkeit und Voreingenommenheit liegt also auf dem Tisch. Jeder Mensch – unabhängig von Hautfarbe, Religion, Herkunft, Nationalität und Sprache – trägt das Bild Gottes in sich und ist unser Bruder oder unsere Schwester und gleichberechtigt in der menschlichen Familie.⁵ Die Lektion, die wir immer wieder neu lernen müssen, ist doch, wie wir dieses Rezept mit Leben erfüllen und umsetzen können. Anders gesagt: als „tote Christenheit“ aufzuwachen „aus dem Schlaf der Sicherheit“ und Selbstgerechtigkeit. Nichts anderes als „Endlich aufwachen!“ meint ja das heutzutage vielzitierte Wort vom „woke“ sein. Unsere christliche Wokeness 2023 bedeutet: Hinter die Fassaden schauen! Den Dingen auf den Grund gehen! Lernen, Gutes zu tun! Das Recht suchen! Einschreiten gegen Unterdrückung! Den Waisen und Witwen Recht verschaffen! Für die Geflüchteten und Entrechteten streiten! Und noch etwas: Zeugen der Wahrheit zu sein! In Zeiten des Krieges, in Zeiten der Lüge, in Zeiten des Verrats, in Zeiten der Verzweiflung! Amen.

¹ Vgl. Fritz Krafft, Christus als Apotheker. Ursprung, Aussage und Geschichte eines christlichen Sinnbildes, Marburg 2001, 286 S.

² Vgl. Papst Franziskus, Enzyklika Lumen Fidei 18: „Der Glaube blickt nicht nur auf Jesus, sondern er blickt vom Gesichtspunkt Jesu aus, sieht mit seinen Augen: Er ist eine Teilhabe an seiner Sichtweise. In vielen Lebensbereichen vertrauen wir uns anderen Menschen an, die mehr Sachverständnis besitzen als wir. Wir haben Vertrauen zu dem Architekten, der unser Haus baut, zu dem Apotheker, der uns das Medikament zur Heilung anbietet, zu dem Rechtsanwalt, der uns vor Gericht verteidigt.“

³ Apg 17,26.

⁴ Gal 3,28.

⁵ Vgl. hierzu auch „Der Beitrag der Orthodoxen Kirche zur Verwirklichung des Friedens, der Gerechtigkeit, der Freiheit, der Brüderlichkeit und der Liebe zwischen den Völkern sowie zur Beseitigung der Rassen- und anderen Diskriminierungen“, in: Athanasios Basdekis (Hg.), Orthodoxe Kirche und ökumenische Bewegung: Dokumente - Erklärungen - Berichte 1900–2006, Frankfurt am Main 2006, S. 392–405.

Und irgendwie kriege ich das auch hin mit meinem Verhältnis zum unbekanntem Großvater
Nikolai Nikolajewitsch Nekrassow...